

Der christliche Glaube ist in unseren Breitegraden auf Grund unserer Geschichte sehr stark geprägt vom Ringen und Kämpfen um den rechten Glauben. Eine solche Geschichte hat fast zwangsläufig zur Folge, dass unser Glaubensverständnis sehr stark von religiösem Wissen bestimmt wird.

Konkret bedeutet dies z.B. oft: Ich glaube an Gott, obwohl mir dies niemand beweisen kann. Ich glaube an Jesus Christus als Sohn Gottes, obwohl mir dies auch niemand beweisen kann. Ich glaube an das Leben nach dem Tod, das mir auch niemand beweisen kann.

Glaube, das ist für viele das eiserne Festhalten an Fakten, die nicht beweisbar sind.

Das biblische Verständnis von Glauben ist allerdings ein völlig anderes. Gerade im heutigen Evangelium wird das besonders sichtbar. Da sind es zwei Schüler des Täufers Johannes, die Jesus hinterherlaufen. Als Jesus sie fragt: „Was wollt ihr?“, geben sie eine für uns überraschende Antwort. Sie fragen Jesus nicht nach seiner Lehre, nach seiner Botschaft, obwohl sie das sicher brennend interessiert; sie fragen etwas ganz anderes: „Rabbi, ... wo wohnst du?“ (V 38)

Diese zwei Jünger des Täufers lassen erkennen, dass es vor allem Wissen um etwas ganz anderes geht: Es geht um das Interesse an einer Person, es geht um eine persönliche Beziehung.

Glaube als eine persönliche Beziehung ist nun aber etwas vollkommen anderes als das Festhalten an unbeweisbaren Wahrheiten. Doch genau diese persönliche Beziehung zu Gott, zu Jesus Christus, ist nun aber das unersetzbare Fundament, der Boden, auf dem alles andere erst aufbaut, auch das Wissen.

Die elementare Bedeutung dieser Beziehung für den Glauben gibt jetzt aber auch allen für eine Beziehung wesentlichen Elementen ganz besonderes Gewicht. Wie jede menschliche Beziehung lebt der Glaube auch vom regelmäßigen Kontakt, nämlich vom Gespräch und von der Begegnung. Anstatt vom Gespräch sprechen wir hier beim Glauben vom Beten, und anstatt von Begegnung sprechen wir vom Gottesdienst. Ohne diese Elemente gibt es keine Beziehung und folglich auch keinen Glauben.

Während es sich bei der Begegnung mit Christus im Gottesdienst um etwas handelt, das sich mit entsprechender Information und etwas Konsequenz durchaus verstehen und durchhalten lässt, wird es beim Beten schon etwas schwieriger. Das regelmäßige Beten bereitet nicht wenigen Probleme. Da werden fromme, ehrwürdige Texte aufgesagt, da werden die eigenen Sorgen manchmal auch frei formuliert. Aber hört er mich wirklich? Ich bekomme ja keine Antwort. Ist mein Glaube tatsächlich so stark, dass ich mir sicher sein kann, dass er mir zuhört?

Hier läuft etwas Grundsätzliches schief. Sicher dürfen und sollen wir unsere Sorgen vor Gott tragen; Jesus selber hat ja mehrfach dazu aufgefordert. Wir dürfen auch fest formulierte Gebete benutzen, vor allem, wenn es uns die Sprache verschlagen hat; und wenn mehrere gemeinsam beten, geht es gar nicht anders. Dennoch fehlt hier noch etwas ganz Entscheidendes.

Es ist die Lesung, die wir vorher gehört haben, die uns genau darauf aufmerksam macht. Der junge Samuel lebt im Heiligtum in Schilo, um von Eli ausgebildet zu werden. Dreimal wird Samuel von Gott gerufen. In unserem Text wurde bewusst ausgelassen, was Gott dem Samuel mitgeteilt hat. Doch genau damit wird dieses zentrale Element besonders unterstrichen: das Hören. Samuel lernt hier, dass das Hören auf Gott die entscheidende Voraussetzung ist für jede Beziehung mit Gott.

Genau hier findet sich der auch für uns entscheidende Hinweis. Beten bedeutet nämlich zunächst überhaupt nicht, zu Gott zu sprechen. Vor allem Reden steht das Hören. Nur so wird unser Reden, unser Beten zu einer Antwort auf das, was Gott zuvor zu uns gesprochen hat. Und jetzt wird aus dem gewöhnlichen Monolog ein Dialog, ein richtiges Zwiegespräch. Und das ist eine völlig andere Art zu beten.

Doch wie geht das, das Hören auf das Reden Gottes? Die Darstellungsweise in der Lesung, in der Gott akustisch hörbar den Samuel ruft, darf uns nicht irritieren. Allein die Tatsache, dass der kleine Samuel meint, dass Eli ihn gerufen hat, lässt erkennen, dass Gott manchmal in ganz menschlichen Formen spricht.

- Gott spricht zu uns allein schon dadurch, dass es uns überhaupt gibt, und genau so gibt, wie wir sind, weil er etwas Spezielles mit uns vorhat.
- Gott spricht zu uns durch die Menschen, die uns täglich umgeben, die uns wichtig sind, und denen wir wichtig sind.
- Gott spricht zu uns durch Menschen, die uns begegnen, die – oft ohne es selber zu wissen – uns das mitteilen, was er uns sagen möchte.
- Gott spricht zu uns durch alles, was wir erleben, das Schöne, aber auch das Unangenehme.
- Gott spricht zu uns durch Situation, in die wir geraten, durch Anforderungen, vor die wir plötzlich gestellt werden.

Zu verstehen, was Gott uns mitteilen möchte, ist nicht immer einfach. Es braucht Übung, und – wie bei Samuel – manchmal auch Menschen, die uns dabei behilflich sind, das, was wir erleben, richtig zu interpretieren. Es braucht auch Geduld und Ausdauer, weil unsere Fragen nicht immer sofort beantwortet werden. Es braucht vor allem auch Zeiten der Stille, in der wir all das, was wir erlebt haben, hinterfragen können, ob und was Gott uns damit mitzuteilen versucht hat.

Diese urbiblische Form des Betens, die übrigens auch Jesus ganz selbstverständlich genau so gepflegt hat, verändert nicht nur die Beziehung zu Gott ganz erheblich. Sie lässt in der Folge alles, was mit uns geschieht, hochspannend werden.